

## Die sogenannte gute alte Zeit

Walter Dippel

Viele Bilder, die das Leben um die Jahrhundertwende darstellen, empfinden wir als idyllisch. Sie strahlen eine Ruhe und Beschaulichkeit aus, nach der sich der heutige streßgeplagte Mensch gern zurücksehnt. Damals waren die Werte und Autoritäten noch nicht so hinterfragt, und die Menschen lebten in einer festgefügtten Ordnung.

Wie sich aber diese „Ordnung“ gerade auf das dörfliche Leben auswirkte, soll an einigen Familien aus Beiseförth dargestellt werden. Ihr Schicksal, das man zwar nicht verallgemeinern kann, das aber doch typisch für die damalige Gesellschaft ist, wird uns „die gute alte Zeit“ in einem anderen Licht erscheinen lassen, in der keiner mehr leben möchte, trotz aller Hektik und der Probleme, die uns heute bedrängen.

1958 starb Heinrich Reyer. Er wohnte mit seiner Frau Elise und zehn Kindern in dem kleinen Fachwerk-Hirtenhäuschen, das auf einem Felsenkeller stand. Dieser ist bis heute noch erhalten und steht zwischen den Häusern Brunnenstraße Nr. 9 und Nr. 11 am Berghang. Das Haus wurde 1934 abgerissen. Es enthielt nur einen Raum, der gleichzeitig Küche, Wohnzimmer und Schlafräum für die Eltern und ihre zehn Kinder war.

Die Möbel bestanden aus einem breiten Bett ohne Matratze, einem Herd und einem Tisch mit einigen Stühlen und Schemeln. Unter den beiden kleinen Fenstern standen Bänke. Die Hälfte des Fußbodens war gedielt, die andere mit Lehm ausgebessert. Fließendes Wasser gab es in der Küche nicht. Erst nach 1910, als die Wasserleitung gelegt war, wurde ein Wasserhahn außen an der rechten Hausecke angebracht. Er fror im Winter mehrmals ein. Ein Abfluß war ebenfalls nicht vorhanden. Das gebrauchte Wasser wurde einfach zum Fenster hinausgeschüttet.

Unter diesen primitiven Verhältnissen mußte die Familie Reyer mit ihren zehn Kindern leben. Neun dieser Kinder hatte die Ehefrau zwischen 1896 und 1915 geboren. Das zehnte kam 1915 als uneheliches Kind ihrer ältesten Tochter auf die Welt und wurde mit den anderen großgezogen.

Der Vater arbeitete gelegentlich als Knecht bei dem Bauern Heinrich Blum, dessen Hof auf dem Grundstück der heutigen Schreinerei Sattler in der Brunnenstraße stand. Zweitweise hielt Herr Reyer den Ziegenbock der Gemeinde in dem Felsenkeller. Aber selbst mit dieser Nebeneinnahme konnte er seine Familie nur kümmerlich ernähren. Deshalb war Schmalhans Küchenmeister.

Auch am Sonntag gab es einen großen Topf mit Suppe ohne Beilage. Alle saßen am Tisch und jeder aß, so schnell er konnte, um einigermaßen satt zu werden. Einmal, als ein Kind versuchte, noch eine Kelle voll Suppe zu bekommen, soll plötzlich die donnernde Stimme der Mutter dazwischengefahren sein: „*Hermann, hör off zu fressen, drei Teller hoste schon!*“

Wenn eins der älteren Kinder in der Schulpause nach Hause lief, um das Frühstück zu holen, entgegnete ihm die geplagte Mutter oft: „*Lööferscht zum Brunnen und holl en Emer Wasser, dann kriechste din Brot!*“ Der Brunnen lag etwa 100 m entfernt in der Nähe des heutigen Hauses Brunnenstraße (früher Borngasse) Nr. 25. Kam das Kind mit dem Wasser zurück, erhielt es ein Stück trockenes Brot mit den Worten: „*Lööfin den Goarten und holl dä en boar Schlotten (Lauch) dazu!*“

Der Vater konnte diesem Elend entfliehen, indem er sich in der Wirtschaft betrank. Bevor er heimtorkelte, mußte die Ehefrau alle Äxte und Beile in Sicherheit bringen, um größeren Schaden zu verhindern.

Einmal brachten ihn die jungen Burschen an einem regnerischen Samstag abends volltrunken nach Hause. Er konnte sich kaum auf den Beinen halten und mußte mit vereinten Kräften gehalten und geschoben werden. Plötzlich rutschte einer der beiden jungen Männer auf dem nassen, glitschigen Weg, der zum Felsenkeller führte, aus, und schon lag Heinrich Reyer im Dreck. Einen Moment lang herrschte betroffenes Schweigen in der stockdunklen Nacht. Dann erklang vom Erdboden eine klägliche Stimme: „*Ech benn dot!*“ In dieser Nacht hatte wenigstens die verängstigte Familie ihre Ruhe.

Finanziell etwas bessergestellt war der Schmiedemeister Reinhard Dippel, obwohl er die kinderreichste Familie des Dorfes ernähren mußte. Seine Ehefrau Katharina gebar zwischen 1891 und 1910 siebzehn Kinder. Zweimal waren es Zwillinge. Das bedeutete für die Frau jedes Jahr eine Niederkunft.

Es gab noch keine Entbindung im Krankenhaus oder ärztliche Hilfe. Die Ellermotter (Hebamme) war die alleinige Geburtshelferin. Sechs Kinder der Familie Dippel starben bei der Geburt oder innerhalb der ersten zwei Jahre. Die schlimmste Krankheit war die Diphtherie, gegen die es damals noch kein Serum gab und die fast immer zum Tode führte.

Als wieder einmal die Diphtherie-Seuche im Dorf grassierte, standen gleich zwei Särge vor einem Haus aufgebahrt. Ein kinderreicher Familienvater kam vorbei, schüttelte den Kopf und murmelte gerade so laut vor sich hin, daß es die Umstehenden hören konnten: „*Och, enn Glecke honn desse Liere!*“ (Ach, ein Glück haben diese Leute!)

Dieser für uns erschreckende Seufzer macht deutlich, daß der Kinderreichtum für die meisten Familien kein Segen war. Er wurde als harte, manchmal unerträgliche Last empfunden. Am schwersten betroffen waren die abgehärmten und frühzeitig gealterten Mütter, die nicht wußten, wie sie die vielen hungrigen Mäuler sattbekommen konnten.

Die Väter hatten wenig Arbeitsmöglichkeiten, der Tagesverdienst war gering. Wer sich nicht von seinem kleinen Acker selbst versorgen konnte und zur Miete wohnte, mußte hungern und frieren. Eine soziale Absicherung gab es nicht.

Um dem trostlosen Elend zu entgehen, suchten viele Männer Betäubung im Alkohol. Die so dringend im Haushalt benötigten Pfennige wurden für das „*Kännchen*“ (Schnaps) ausgegeben. Kamen die Ehemänner nach Hause, gab es Streit und Schläge. Die Not wurde noch größer.

Das Ausmaß dieses Elends und die durch chronische Resignation entstandene Abgestumpftheit, mit der die Frauen es hinnahmen, wird in folgender Begebenheit deutlich. Sie trug sich in Hilgershausen zu, hätte aber auch in Beiseförth oder jedem anderen Dorf geschehen können.

Eine Ehefrau, verzweifelt und am Ende ihrer Kräfte, schüttet dem Pfarrer ihr Herz aus. Zum Schluß spricht sie: „*Daß mä Fröhn Schläge honn murren, weeiß ech, Herr Porr, aber minner schledd goar zu horrte!*“ (Daß wir Frauen Schläge haben müssen, weiß ich, Herr Pfarrer, aber mein Mann schlägt gar zu hart!)